

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 16 (1912)

Nachruf: Betsy Meyer
Autor: Bleuler-Waser, Hedwig

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

künstlerischen Einheit. Auch zwei interessante Radierungen finden sich im Salon Bollag, die wir neben der herben, von schwingender Sommerluft ganz erfüllten Engadinerlandschaft wiedergeben. Sie gehören, zusammen mit dem früher hier reproduzierten „Gethsemane“*), zu einer noch nicht vollendeten Passionserie und sind, wie jenes herrliche Blatt, besonders durch die geistvolle, zum Inhalt so beziehungsreiche Behandlung

*) Vgl. „Die Schweiz“ XIV 1910, 139.

des Lichtproblems höchst bemerkenswert. Wundervoll ist auch die rein dekorative Wirkung der „Verleugnung“ mit dem architektonisch strengen und doch freien Aufbau. Auf die Vollendung dieses Passionszyklus, darin Segantini einen ganz besondern, einheitlichen Gedanken verfolgt, darf man gespannt sein sowie überhaupt auf das ganze fernere Werk dieses Künstlers, der von seinem großen Vater nicht allein die Liebe zur Kunst, sondern auch den ehrlichen, heißen Gutherz und die unbändige Schaffenslust ererbt hat.

M. W.

Betty Meyer

(geb. 19. März 1831, gest. 22. April 1912).

Mit einer Kunstcollage und einem Bildnis im Text.

Nachdruck verboten.

„Ich fliege, hinter mir versinkt die Zeit —
Im Morgensonnenstrahl verjüngten Strebens!
Vorbei... Nur du allein weißt noch Bescheid
Von allen Augenblicken meines Lebens.“

Dies Geständnis Conrad Ferdinand Meyers an seine Schwester kam mir unwillkürlich zu Sinn und gewiß nicht mir allein, als vor kurzem die Nachricht ihres Todes bekannt wurde. Niemand weiß nun mehr zu berichten, weder von allen Augenblicken seines Lebens, noch von denen des ihrigen, die in ihrem 82. Jahre so einsam gestorben ist, wie sie mehr als ein Menschenalter nach ihres Bruders Verheiratung einsam gelebt, seit Jahren in der kleinen „Burg Tragmünichnach“, die sie sich drüben im grünen Aargau selber gebaut. Wohl steht er jetzt wieder in üppiger Herrlichkeit, ihr geliebter Garten! Uebermütig wächst alles in die Kreuz und Quer wie damals, als sie es mir in fröhlicher Ratlosigkeit zeigte: „Sehen Sie nur, wie soll da eines noch Meister werden?“ In seinen Morgenrüssen wanderte sie, in der Gottesfrühe eines jeden Tages, so lang das müde Herz es erlaubte, das nun so plötzlich, wie einst das des Bruders, stillgestanden ist:

„Aber kommen wird ein Tag,
Da sich's nicht mehr dehnen mag —
Dann kommt mich der Lenz zu töten
Mit den Beilchen, mit den Flöten...“

Nicht viele, aber immerhin einige Menschen gibt es heut, die Betty Meyer im Alter gekannt haben: die würdevolle Erscheinung in den immer gleichen, althodisch vornehmen Gewändern, mit dem mächtigen Haupte, das so deutlich des Bruders Züge, ins Weibliche übersezt, zeigte. Wer aber lebt noch, dem sie aus dem Jugendporträt, das wir heute den Lesern der „Schweiz“ bringen, als Erinnerungsbild entgegentrate?

„Ich weiß keine Gefährten mehr aus jener Zeit, denen ich's als Andenken geben könnte,“ sagte sie damals, da sie mir das Aquarellchen mit ihren feinen schlanken Fingern schonsam aus einem Jugendalbum herauslöste. „Nehmen Sie es nur ruhig und gönnen Sie mir das Vergnügen, bei Lebzeiten einen Lebendigen damit zu erfreuen!“ „Aus dem Bildchen,“ so schrieb sie mir später einmal, „haucht mich lebendige Jugenderinnerung an. „Vorfrühling“ wollte die Malerin darstellen, und er ist ihr gelungen. Frische Schneeluft umweht das wandernde Kind und die sprossenden Zweige. Man weiß nicht, was noch werden mag...“

Die Mappe unterm Arm deutet an, daß Betty damals bereits mit der Kunstuübung begonnen hatte, mittelst deren sie vielleicht dereinst „ihr Bröcklein“ würde verdienen können. „Keine blasse Ahnung hatte ich damals von dem, was Schule heißt, obwohl ich ja fleißig zeichnete. Wie es dazumal in mir ausfah, kann ich mir heute gar nicht vorstellen. Und wußte es natürlich damals selbst nicht und war doch, nach dem von Frau Stodar bezeichneten Datum zu schließen, gerade zwanzig Jahr alt. Das war gerade die Zeit meiner großen Hanni Heufer-Begeisterung“*). „Die Hanni, ja die mühte man von

*) Hanni Heufer ist Johanna Spyri-Heufer, die nachmals so beliebte Kinderbuchstellerin.

ihrem Hirzel herunterkommen und malen lassen,“ versicherte Betty immer wieder, während sie Frau Stodar zu unserm Bilde Modell stand. Als ich es ein halbes Jahrhundert später unternahm, Johanna Spyris Bild, freilich nur in Worten, herzustellen, da war es die Jugendfreundin, die dazu bereitwilligst ihren Pinsel lieh, der mir das einst so andächtig erschafte Original in liebevoll weichem Zug mit rein leuchtenden Farben aus der Vergangenheit hervorzauberte. So sehr kam es ihr drauf an, in Gesprächen und Briefen die Gestalt der Freundin hervortreten zu lassen, daß sie die eigene viel mehr zurückstellt, als meinem rasch erwachten Interesse für sie selber lieb war. Doch ist das ja gerade auch wieder so bezeichnend für Betty, diese rührende Fähigkeit und Bereitschaft, alles Licht auf ein geliebtes Wesen fallen zu lassen, um selbst mit bescheidenem Duntel vorlieb zu nehmen. Immerhin war es mir damals, als sah ich die beiden Freundinnen nebeneinander, das kleine, rasche, herbe Bergkind Hanni mit den Blitzaugen im energisch geschnittenen Antlitz — daneben die schlank aufgeschossene Gestalt des Zürcher Patriziertöchterchens, dem ein so santes Gesichtlein zwischen blonden Wellenscheiteln hervorschaut, daß man an ein Madönnchen denken könnte, trafe einen nicht unverkehrt aus den ruhsm hellen Beobachteraugen ein Schimmer überlegener Schalkhaftigkeit. Dieser mag Johanna Spyri gelockt haben, während Betty sich wie alle beschaulichen Naturen von Willens- und Tatmenschern angezogen fühlte. Sogar der damals so menschenscheue Conrad Ferdinand*) erschien im kleinen Zeichnungszimmer der Schwester, wenn er Hanni Heufer drin vermutete mit all dem Glanz aus Wald und Feld, den sie mitzubringen pflegte. Daß in dem seltsam verschlossenen Jüngling etwas Bedeutbares stekte, darin ging Johanna mit der Schwester einig, zu deren Lebensinhalt schon früh die Sorge um diesen Bruder gehörte. Zuerst war es die Mutter, der Betty zur Seite stand und von der sie noch im Alter mit eher mütterlicher als töchterlicher Innigkeit sprach als „dem Lieblichsten, was es auf Erden gegeben“. „Wie aus der Goethezeit übrig geblieben“ fand auch Johanna Spyri jene zarte geistvolle Frau, bei der sich oft bedeutende Leute, Freunde des frühverstorbenen Gatten, zu freundschaftlichem Besuch einfanden, wobei die junge Betty ihre stillen Augen offen zu halten pflegte und die Dehrchen spitzte.

Köstlich amüsierte sie z. B. eine Anekdote, die einst Professor Bluntschli, von einer Reise in Deutschland heimkehrend, ihrer Mutter erzählte: Er sei im Postwagen mit einer nicht mehr jungen, aber sehr lebhaften und geistreichen Dame zusammengetroffen, die ihn ausgezeichnet unterhielt. Keine Geringere war es als Bettina von Arnim, die den gesuchten Zürcheren plötzlich ganz unvermittelt, aber nicht ohne Grazie fragte: „Wie

*) Bettys Jugendfreundin blieb auch dem Bruder zeitlebens ein „guter Kamerad“, sich über dessen spätere Berühmtheit von Herzen freuend. Nur daß der große Dichter ihr einmal riet, ihr Talent auch an würdigere Gegenstände als an Kindergeschichten zu wenden, tat ihr ein Blitzen leid. Eine um so größere Genugtuung war es, als später nicht nur Betty zu ihr stand, sondern des Dichters eigenes Töchterlein den allzu anspruchsvollen Papa eines Bessern bekehrte.



Clementine Stöckar-Escher (1816—1886).

Betsy Meyer (1831—1912).
Aquarell (1851).

wär's nun, Herr Professor, wenn Sie sich schließlich ein bisschen, nur ein kleines bisschen, in mich verliebten?" „Bitte, bitte sehr, verehrte Dame ...“ Man sah es Betsys lustig blinkenden Augen an, wie deutlich sie sich die bedrohliche Annäherung der Romantik an altzürcherische Reserve vorstellte. Sie hat sich aber die berühmte Namensgenossin nicht zum Vorbild genommen. Wie verschieden diese beiden Dichterschwestern: Bettina voll unruhig brennenden Ehrgeizes, als Weib und als Schriftstellerin zu glänzen, geliebt und bewundert zu werden, wie würde sie gelacht haben über die Zumutung, bloß ihres Bruders Schwester zu sein! Gerade das aber ward Betsy nach dem Tod ihrer Mutter zur immer inniger erfaßten Aufgabe ihrer Wahl. Auch sie hätte — und sie war sich wohl dessen wenigstens in ihren späteren Jahren bewußt — eine weit über die Mittelmäßigkeit hinausreichende Schriftstellerin werden können, wenn sie es gewollt. Das Buch über den Bruder, ihr erstes und einziges, sollte es noch in ihrem 73. Jahre beweisen. Aber sie wollte nicht. Conrad Ferdinand Meyers Schwestern zu sein, verpflichtet. „Hör auf, so brächte ich's auch noch zu stande,“ pflegte sie, wenn sie Ermüdung an ihm spürte, dem ihr diktierenden Bruder zuzurufen. Welcher Stolz in der Bescheidenheit! Welche Bescheidenheit im Stolze, einem viel größeren, als ihn Bettina besitzen möchte, die jene an Phantasie und Geist übertragt, aber an ingründigem Ernst des Bildungstriebes, an Charakterkultur der bescheidenen Betsy nachsteht.

Als ich mich einmal zu dem Auftrag verleiten ließ, sie um die öffentliche Besprechung eines sie sehr interessierenden Buches zu bitten, antwortete sie: „Ich schrieb, Sie wissen es, immer nur privat. Immer nur für meinen Bruder im engsten und im weitesten Sinne. Immer nur, wenn ich mußte. Sie dürfen also in voller Wahrheit erklären, ich gehöre nicht zur Kunst, sondern sei auch heute noch nur die Schwester meines Bruders.“

Jedes Hervortreten war ihr zuwider, was aus ihrer individuellen Eigenart hervorging, aber wohl auch aus der standesgemäßen Zurückhaltung der Tochter vornehmen Hauses. Uebrigens glaubte sie nicht, daß dem weiblichen Geist Produktivität im Großen eigne. „Das Genie des Weibes ist Religion, ist Liebe!“ Diese Worte gab sie mir einmal wie ein aus tiefstem Erfahrungsgrund Hervorgeholtes. Sie hat's in ihrem Leben erwähnt, dem, um mit den Worten der „Richterin“ zu reden, nicht das schöpferische Feuer der Erde voranleuchten sollte, wohl aber die himmlische Flamme der Geschwisterliebe.

Dazu stimmt auch das Gespräch, das die Freindinnen Hanni und Betsy in der Zeit, da unser Bild gemalt wurde, einmal an einem Vorfrühlingstage hielten, während sie einander eifrig den Platzspitz hinauf und hinunter begleiteten durch das Rieseln und Rinnen des schmelzenden Schnees. Alles könne ihr recht sein an Hanni's schwärmerisch verehrtem Dichterheros Goethe, beharrte Betsy. Alles, aber dieses ewige Verliebthein, und zwar immer wieder in eine andere, das sei einfach „drüberdure“ und nicht zu billigen, beim besten Willen nicht. Hanni aber war nun einmal sehr geneigt, diese Schwachheit wenn nicht zu billigen, so doch zu entschuldigen. Und damit stand es wohl im Zusammenhang, was sie gleich darauf verübt, die Heimtückischunbegreifliche: sie ging heim, d. h. ins Häuschen ihrer alten Zürcherante und — verlobte sich dort binnen einer halben Stunde, ohne der Herzensfreundin auch nur den leisen Wink gegeben zu haben.

Die greise Betsy gedachte lächelnd der Empörung, mit der sie einst diesen Abfall aufgenommen. Die Situation sollte sich wiederholen in ihrem Leben. Des Bruders Scheiden freilich war ihr nicht unerwartet, noch unwillenerregend, aber desto ernster und wehmutterlicher. Ob sie selber nie in den Fall gekommen ist, ihren einsamen Posten zu verlassen? „Wir Meyers sind wenig beanlagt fürs Heiraten,“ sagte sie einmal. „Ich habe mich nie entschließen können, und meine Nichte, glaub' ich, wird es kaum,“ fügte sie nachdenklich, aber ohne Bedauern hinzu. Sie könne sich ihr Schicksal nicht anders vorstellen, als es ihr gefallen sei. „So schwer es meinem Bruder und mir etwa geworden, nie haben wir uns an anderer Stelle gewünscht.“ Als ich einmal einen prachtvollen Rosa-Azaleenstock bei ihr bewunderte, sagte sie mit einem spöttischen Seitenblick: „Ja, so einer wird mir jeden Geburtstag ins Haus geschickt von einem ungenannten, mir aber doch wohlbekannten Geber, den ich vor fünfzig Jahren so wenig ermutigte, als ich es jetzt tue, indem ich das Geschenk allemal schleunig weitergebe. Der da wird auch bald seinen Abnehmer finden.“ Allerliebst stand ihr die altjüngferliche Sprödigkeit. Ehe- oder gar Männerfeindschaft aber lag ihr durchaus fern, wie es denn keinen beredteren Anwalt des Familienglücks geben konnte als sie. „Ein freudiges Willkommen dem Kleinen! Sagen Sie es doch Ihrem Vorfahren von mir, was das für ein herrlich Ding sei um ein Brüderlein!“ So gratulierte sie mir zur Geburt eines zweiten Sohnes, immer ein warmes Interesse zeigend für die Kinder, für alle Familieneignisse ihrer Freunde überhaupt.

Was Betsy ihrem Bruder war, läßt sich aus ihrem Buche und einigen seiner Gedichte ziemlich deutlich erkennen. Mich erinnert ihr Gefühl für ihn immer an die Liebe jenes Märchenschwesterleins, das, ohne sich zu bestimmen, den kleinen Finger abschneidet, um den Glasberg damit aufzuschließen. Ein modernes Kind fand zwar, sie hätte ihn ja ebensogut unabgeschnitten ins Schlüsselloch stecken und einfach so umdrehen können. Betsy einmal würde ihn jedenfalls auch abgeschnitten haben... Was sie am Bruder hatte, ist schwerer zu sagen; denn im Grunde war Conrad Ferdinand Meyer überhaupt nicht „zu haben“, wenigstens nicht im gewöhnlichen Sinne. „Daf er niemandem so eigentlich gehörte, gehören konnte als sich selbst und seiner Berufung, das wußte ich eben immer und gab mich drein,“ gestand sie mir einmal. „Seiner Frau fiel das so schwer. In der Ehe mag's eben größere Ueberwindung kosten,“ fügte sie sogleich entschuldigend hinzu.

Man merkt das auch ihrem Buche an. In schön abgemessenen Spirallinien geht es still betrachtend um den geliebten Gegenstand herum, aber eigentlich nie herhaft auf ihn los. Die Verfasserin schaut sich, ihn zu packen und in einer jener bezeichnenden Situationen vor uns hinzustellen, die manchmal mit einem Schlag das eigenste Wesen eines Menschen offenbaren. Eine unendlich schönsame Liebe spricht aus ihrem Werke. Wirklich

„ein fromm Geleite leisen Flügelschwebens,
Ein Segen, der beständig ruht
Auf allen Augenblicken meines Lebens.“

Er gab ihr, was er geben konnte, und das war nicht wenig. Vor allem ließ er sie teilnehmen an dem Vorwärts- und Tieferdringen seines Geistes, dem unablässigen Gestalten und Umwilden seiner Schöpfungen. Und gerade das muß kostlich für



Betsy Meyer in ihrem „Chalet Nischmatt“, Beltheim bei Willegg, Argau.



Daniel Burnand, Bressonnaz (Waadt)-Paris.

Bildnis von Frau Eug. Burnand (1910).

sie gewesen sein, die ja dieselbe optisch-sprachliche Anlage hatte wie er und einen starken Drang, das Geschaute poetisch stilistisch aus sich herauszustellen. Nach der Trennung dann befriedigte sie diesen Drang in ihrer großen Korrespondenz, wie ja Briefe von jener der Ausweg für poetische, aber nicht hervorragend schöpferische Frauengemüter gewesen sind. Aus Briefen an den Herausgeber der Deutschen Rundschau ist auch das Buch über den Bruder hervorgewachsen, dessen letzte, erst nach ihrem Tode zu veröffentlichte Kapitel sie mir für das Beste erklärte, das sie geschrieben habe. Dieser persönlich unterdrückte, aber in ihm sich auslebende Produktionstrieb war es wohl, was Betsy so besonders eng an den Bruder band. Wie die Artemis des „Olympischen Frühlings“ zuweilen zagend, zuweilen kritischen Blickes, aber immer wieder seliger Zuversicht voll, dem göttlichen Gefährten zur Seite steht, so ließ auch diese Dichterschwester sich willig mit hinaustragen in alle Märchenfernen der Phantasie, glücklicher Landung des fühen Fahrzeugs vertrauend, auf Flusflüge im eigenen Geistes Schifflein verzichtend bis auf den einen, dessen Ziel vorbestimmt war.

Uebrigens fand Betsy Meyer und hatte wohl recht damit, es sei genug an einem Genie in der Familie. Man habe so eine „Mittelschlagsnatur“ wie die ißrige recht gut brauchen können. Jedenfalls war sie — im Vergleich zu Mutter und Bruder wenigstens — die Tatkräftige und Praktische, obwohl auch ihr ein gewisser Anflug von Weltfremdheit nicht fehlte. Sie war es z. B., die ihrem Bruder von den Menschen erzählte, den Geschöpfen der Umgebung und des Alltags, bei denen er weniger daheim war als unter den Helden der Welt- und Kunstgeschichte.

Wohl konnte sie es verstehen, daß der zart Organisierte, Verlebhabte, in angeborener und erworbener Geistesfultur Verfeinerte sich das profanum vulgus ebenso gerne vom Leibe hielt wie die von ihm so wohl geschilderten Humanisten. Auch Betsy mag die stille Welt erlauchter Geister anziehender gewesen sein als das plebejische Getriebe des gegenwärtigen Alltags. Über sie empfand als Weib dringender und unabsehbarer die Pflichten gegen die lebendige Umwelt und zog daher den Bruder, wenn er sich in den kühlen Höhen verlieren wollte, mit leiser Hand wieder in die lebensumenden warmen Täler hinab. Symbolisch dafür ist jene in ihrem Buch so eigenartig geschilderte Szene, wie die beiden in der Vereinsamkeit schweigend sitzen, wie Betsy dann, da ein Wanderer sie für Versteinerungen zu halten scheint, ausspringt mit den Worten: „Es kann und darf nicht länger so bleiben; du mußt aus dem Träumen heraus und mehr als bis heute ins tätige Leben hinein!“ Man erkennt deutlich das Schuldgefühl in der Seele der Geschwister: Wir leben zu sehr in bloß ästhetischen Werten, wir sind zu wenig für die andern zu haben. Durch die nun in Aussicht genommene Ehe sollte der Bruder wieder fester in die bürgerliche Gemeinschaft hineingewachsen. Wie bezeichnend für Betsys wunderbare Schwestergüte, daß sie den Gefährten ihres Lebens noch zu dem Schritt ermunterte, der ihn von ihr hinwegführte, sie einsam machte und pflichtenlos, in einem Alter, das sich so schwer ein neues Leben zimmert! Bezeichnend aber auch für die lautere Vornehmheit ihrer Gesinnung überhaupt, daß man kein unfreundliches Wort von ihr hören konnte über die Frau, der sie den Bruder hatte abtreten müssen. Immer hat sie deren Liebe und Treue für ihn, so anders sie sich ausdrücken möchte als die ißrige, voll anerkannt.

Wohin nun aber mit der durch den Bruders Scheiden frei gewordenen Fürsorge? Betsy Meyer ließ sich in der Nähe der Zellerschen Anstalt in Männedorf nieder, um Gemütskränke derselben bei sich aufzunehmen. Lag doch deren Leiden ihrem erinnerungsvollen Gemüte nahe. Noch einmal sollte es seine Schatten über ihr Liebstes werfen. Nach etwa fünf Jahren „Dienstjahren“ in Männedorf traf sie die Nachricht von der Erkrankung ihres Bruders, dem sie kurz zuvor vorübergehend wieder einmal Sekretärdienste hatte leisten können. Sie durfte ihm nicht zur Seite stehen; aber in seine Nähe wollte sie kommen, um dort für ihn bereit zu sein, in derselben Stunde, da er sie vielleicht rufen würde. So habe sie sich denn, da sie eben um jene Zeit auch aus ihrem Männedorfer Heim ausziehen mußte, in der Umgebung der Anstalt Königsfelden, in Wildegg, niedergelassen. Während ihre Stimme sonst weich und ruhig dahinfloß, bebte bei dieser Erinnerung jedesmal die Not längst vergangener Tage hindurch. Und wie sehr sie in ihr lebendig geblieben, konnte ich erkennen, als sie mir im Sommer 1906 ganz unerwartet aus eigener Initiative heraus von einer Sache schrieb, die „hier in meiner Einsamkeit und Schwäche mein großer letzter Wunsch und Wille ist. Und von der ich weiß, daß es meine Bruderessache und Wunsch ist: Die Erziehung und Disziplinierung tüchtiger Leute zum Krankendienst auf breiter Volksbasis. Zuerst also insbesondere die praktische Erziehung von Krankenwätern für Irrenhäuser. Ich denke mir sie als gewissenhaften soldatischen Erziehung vor allem zur Treue im Dienst. Sittliche Disziplin. Als unserem Herrn dienend in seinen Elenden und Kranken. Dienend mit Freuden in der Art, daß

der Krankenwärter selber dabei als Charakter wachsen und gedeihen und nicht nur bei treuer Leistung sein gutes Auskommen finden, sondern auch nach Befähigung und Tüchtigkeit später selbstständig seine Stelle in verschiedenen Berufen ausfüllen, und wenn er das Zeug dazu hat, von Stufe zu Stufe steigen und Einfluss im Lande gewinnen könnte... Also: ein Stand, eine Art friedlicher Miliz, ein Rettungskorps. Tüchtige, in jeder Weise brauchbare, hilfreiche Leute — ein erfrischendes, der Fäulnis wehrendes Salz in der Gesellschaft, im Volke. Dieser Gedanke ist in mir aus tiefer innerer Not entstanden. Wäre meinem Bruder, als er im Winter 1891—1892 in körperlicher Altersmündigkeit melancholischen Anwandlungen unterworfen war, ein einfacher, tüchtiger und treuer Privatwärter zur Seite gestanden, es wäre, menschlich geredet, unendliches Unheil mit weitverzweigten, schweren Folgen verhütet worden..."

Als aber dann ein solcher Plan, der in der Tat den größten Segen stiften könnte, vorgelegt wurde, zog sich die Initiantin zurück, wahrscheinlich zugunsten irgend einer anderen wohltätigen Unternehmung, die ihr brennender erscheinen möchte. Zu fragen wagte man natürlich nicht, da Betsy Meyer durchaus zu den Menschen gehörte, die man ihren eigenen Weg gehen lässt, einen Weg, den andere nicht vorausberechnen konnten. Während der Krankheit des Bruders war ihr der grüne, Stromdurchwallte Aargau (dessen eigentümliche Schönheit man bei uns noch lange nicht genug kennt) so heimisch geworden, daß sie ihn nicht mehr verließ, sondern sich darin ein eigenes Häuschen baute, das „Chalet Rischmatt“ droben auf der breiten Landterrasse ob der Aare, über deren blinflgenden Silbergürtel Schloß Wildegg herübergrißt. Dort, wie in dem nahen Wildenstein fand sie Freundinnen, deren eine sie in ihrem ganzen Wesen an die Jugendliebe Johanna Spyri erinnerte.

In diesem Häuschen lernte ich Betsy Meyer kennen, deren Buch ich kurz zuvor mit andachtsvoller Rührung gelesen. „Das mag sie an herrliche Ferientage in ahorngetafelten Bündnerheimen erinnern,“ dachte ich, das veränderten umgebene heimelige Holzhaus erst von außen und dann auch von innen betrachtend. Andere Erinnerungen, die ich, wie wohl jeder Besucher, erwartet hatte, vor allem Bilder des Bruders, der Familie überhaupt, waren nicht sichtbar. „Andenken?“ sagte sie verwundert wenn man darnach fragte; „die gehören meines Bruders Familie! Uebrigens brauche ich auch keine...“ Nein, sie brauchte sie nicht, war doch in solchem Gedanken das ganze Haus erbaut und von ihm erfüllt. Es bildete den tiefen Grundstrom, der unter allem Gesagten und Nichtgesagten hindurchzog. Das war ein wunderbares Zuhören, wenn man neben der ruhigen, fast bewegungslosen Gestalt saß, die ihre wohllingende Stimme so bescheiden brauchte und doch die Macht besaß, mit ihr die Geister der Vergangenheit heraufzubeschwören. Manchmal wurde mir zumute, als geleitete mich Gott Hermes, der Seelenführer, eine alte Gräberstraße entlang, mit seinem Stabe überall links und rechts die Grüfte aufschließend, sodaß nach und nach eine ganze verunklare Welt emporstieg. Jeder, der da — wenn auch noch so flüchtig — aufgerufen wurde, bekam auch seine Charakteristik. Keinen ließ sie in abstrakter Blöße am Wege stehen und frieren, sie spendete ihm im Vorübergehen ein Mäntelchen in der ihm eigenen Seelenfarbe, womit er nicht nur seine Blöße decken, sondern sich ansehnlich drapieren konnte. Trotz all diesen vielfach ineinander verschlungenen Abschweifungen, dem eingehenden Vorstellen nach allen Seiten verlor aber Betsy nie-



David H. Burnand, Bressonaz-Paris.

Bildnis von Eugène Burnand (1910).

mals den Weg aus den Augen, der sie zum Ziele führte, und dies Ziel war meist in irgend einer Art der geliebte Bruder oder eins seiner Werke oder etwas, das ihn und sie interessierte.

Die Vergangenheit wurde da so lebendig, daß man begriß, wie schwer die Gegenwart es hatte, zu ihrem Recht zu kommen. Man spürte fast die Versuchung, ihr im Chalet Rischmatt ein wenig auf die Beine zu helfen. Das ganze Anwesen hatte so etwas vom Monde Gefallenes an sich; man fand Betsys Hausgenossen meist in einer Art ratloser Verblüffung über ihre Herrin, die trotz der gerühmten Mittelschlagsnatur doch in den alltäglichen Dingen eher etwas aus der mittleren Art schlug. Sie selbst hätte das wohl kaum gelten lassen, im Bewußtsein, die alten Sitten ihrer Familie getreu aufrechtzuerhalten. Ihre Gäste z. B. sollten wie in einem vornehm behaglichen Haus empfangen und gehalten sein. Das aber war — zumal in dieser ländlichen Abgelegtheit — mit vielerlei Umständen verbunden, die sie selber wohl kaum bemerkte, desto stärker aber die getreue und gestrenge Haushälterin mit dem (eher Kellerlchen als Meyerschen!) Namen Vittoria Dübelbeiß. Die Rücksicht auf deren empörten Blick, allerdings noch mehr auf die vielleicht zu sehr angegriffenen Kräfte der verehrten Freundin war es, die mich das lezte Wiedersehen mit Betsy gekostet hat. Bei Gelegenheit einer unerwarteten Reise ins Aargau rasch zwischen zwei Zügen den Hügel hinaufgerannt, mußte ich vor dem traurlichen Gartentörchen den Bericht hören: „Grad eben sei schon eine dagewesen! Da stieg ich schweigend wieder hinab, wohl wissend, was für eine Mühe jeder Gast kostete. Da mußte ja zunächst in Wildegg ein Johann und die dazugehörige Fanny



Kirche von Herzogenbuchsee, für die Eugène Burnand Glasgemälde entworfen hat. — Phot. Berthold Moser, Zürich.

mit der Chaise bestellt werden — denn daß der Gast den romanischen Hügelweg hinauf oder hinunter auch zu Fuß gehen könnte, kam nicht in Betracht — hernach wurde wohl auf diplomatischem Wege der erwähnte Hausgeist für Beschaffung eines Mittagmahles von mindestens zwei Gängen mit Zubehör vorbereitet und gewonnen, auch dann, wenn der Gast extra erklärt haben sollte, daß er erst nach Tisch ankomme. „Nach Tisch“: eben das war ja Viktorias Dübelsbeikens Kummer; denn da in Chalet Rischmatt nie jemand wußte, wann Tisch war, indem die Herrin zu ganz verschiedener Stunde, manchmal überhaupt nicht dazu erschien, wer hätte da bestimmen können, auf welche Tageszeit „Nach Tisch“ anzusehen war! So mußte ich einmal lange nach drei Uhr und ausdrücklich schon gegessen haben, doch alle Vorbereitungen und hernach das ganze Mittagessen an mir vorübergehen lassen, was zwar im freundlichen Esszimmer mit dem freien Blick weit über die grünen Felder und neben der noch freundlicheren Gastgeberin durchaus keine Zumutung bedeutete. Als wir aber endlich glücklich am gedeckten Tisch saßen und eben beten wollten, da fehlte richtig das Marieli, die alte treue, noch aus dem gemeinsamen Haushalt herübergewommene, jetzt halb blinde und taube Magd, die von ihrer Herrin bis zum Tode gepflegt wurde. Wo war das Marieli? Es hatte sich natürlich aus Bescheidenheit in irgend einen Winkel verkrümelt, wurde nun

aufgestöbert und mit Triumph an den Tisch gesetzt. Ob aber auch der Caro, der einst so lustige Springer, jetzt aber hinkende Bote, zu seiner Sache kam? Ja, dem Caro war bereits serviert worden. Gottlob, nun könnten wir beginnen. Nach glücklich erledigter Suppe schellt es draußen: „Macht, daß ihr fortkommt, ihr unnötiges Volk!“ tönt Victorias Stimme; aber schon stehen ein paar barfüßige Dorf-Buben und -Mäitli im Flur. Das Fräulein Meyer sei heuer nicht an ihrem Examen gewesen. Nun kämen sie, dem Fräulein Meyer ihre Verse aufzusagen. Also los! In schönster Schulmelodie werden die länglichen Strophen (gottlob nicht von Conrad Ferdinand) heruntergeleert und dann quittiert mit einem Stück unseres Dessertkuchens, etwas voreilig, da wir Großen noch lange nicht zum Nachtisch hindurchgedrungen sind. Da, am Ende des zweiten Ganges läutet es wieder. Eine junge Frau kommt, den ihr in Aussicht gestellten Azaleenstock — eben den bewußten — auf ihres Bübleins Grab zu holen. Wir hören des Bübleins ganze Leidensgeschichte, die Mittel, die es hätten heilen können und nicht geheilt haben. Darauf dann der Dessert unter nochmaligem fragendem Läuten, wann der Johann nebst Fanny zu erscheinen haben, um den Gast abzuführen. „Gottlob,“ lächelt Fräulein Betsy, „ich hatte schon Angst, da sich diesmal alle meine Kunden zu melden scheinen, der Hannes komme auch noch. Der pflegt zwar sonst in der Dämmerung vorzusprechen.“ „Weshalb nur?“ „Nun, weil er meistens zu mir kommt, wenn er aus irgend einem Besserungs- oder Strafhaus entsprungen ist!“ „Ich sehe sie wohl etwas erschrocken an; denn „O, mir tut er nichts,“ sagt sie beruhigend; „ich muß ihm nur zusprechen, daß er das dumme Trinken einmal sein lasse, da er sonst ein ganz guter Kerl sei. Rühen tut es zwar nichts; aber da er meine Sprüche nun einmal gern hört... Ja, ja, der wird mich schon noch in Konflikt mit der Polizei bringen, dieser gute Freund! Gottlob, daß ich sonst einen ordentlichen Leumund habe... Sehen Sie,“ fügte sie hinzu, als wir im Garten zwischen den sammetdunklen Dahlien spazierten, „hier über die Hecke pflegt er einzusteigen. Ja, ja, solche Freunde habe ich. Daneben freilich noch viele andere, die mir wieder auf ihre Weise zu schaffen machen. Zum Beispiel durch Briefe. Es liegen droben solche, auf die ich wohl die halbe Nacht werde zu antworten haben... O, bedauern Sie mich nicht, das ist ja die Freude meiner alten Tage! Das Schreibblaster, meint meine brave Dübelsbeiz, das könne sie mir wohl nimmer abgewöhnen, es sei halt in der Familie!“ „Und das ist es ja auch, Gott sei Dank!“ beschloß ich lachend das Geständnis.

So steht sie mir vor der Seele, die Patriarchin von Weltheim, die den Zuchthauskandidaten wohl mit dem gleichen gütingen Lächeln empfing wie die berühmten oder vornehmen Gäste. Als eine Art Dank- und Versöhnungssopfer erschien mir dies von der Caritas ausgefüllte Lebensende dafür, daß sie einst mit dem Bruder auf den Höhen des Lebens hatte wandeln dürfen. Zu werktätiger Menschenliebe wies sie ja auch ihr Christenglaube, zu dem die Geschwister sich nach Betsys Zeugnis zusammen über die Geröllhalden des Zweifels und die alles auflösenden Nebel der Mystik hindurchgearbeitet hatten, einem Jenseits entgegen, das sie sich wohl gleich unserm Zürcher Reformator auch mit den großen Heiden alter und neuer Zeit bevölkert dachten. Bei meinem letzten Besuch sprach mir Betsy ahnungsvoll vom Leben und Sterben römischer Festalinnen. Einer solchen ähnlich möchte sie sich vor der Welt in ihre Schleier hüllen, um vereinst ohne Spuren wie das Abendrot dahinzuschwinden...

Hedwig Bleuler-Waser, Zürich.

Eugène Burnands Glasgemälde in der Kirche von Herzogenbuchsee.

Die Tatsache, daß Eugène Burnand an einem monumentalen Werke für die Technik der Glasmalerei arbeitete, wurde in Fachkreisen seit langem und in mancherlei Tonart besprochen. Man fragte sich, wie dieser religiöse Maler mit seiner eminent inhaltlich orientierten Kunst, mit seiner auf Porträtrealistik und

Plastizität gerichteten Malweise eine Aufgabe von so durchaus dekorativem Charakter lösen werde, wie sich zumal auch seine stark modellierende Schraffurtechnik mit der Luzidität des Glases vertragen möge. Denn daß Burnand, der seit seiner Jugend den lebhaften Wunsch hegte, einmal ein monumentales Glas-